

## **Predigt von Bischof Prof. Dr. Martin Hein im Vespergottesdienst am 17.11.06 anlässlich der Eröffnung des Elisabeth-Jahres in der Elisabethkirche zu Marburg**

Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserm Vater, und dem Herrn Jesus Christus.

Predigttext: **Mt 16,25**

*Wer sein Leben erhalten will, der wird's verdienen; wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird's finden.*

Vor 775 Jahren ist sie gestorben, liebe Festgemeinde, am 17. November 1231: Elisabeth von Thüringen, Elisabeth von Marburg, die „Heilige Elisabeth“.

Am Gedenktag ihres Todes eröffnen wir das Elisabeth-Jahr der Evangelischen Kirchen in Hessen – und welcher Ort wäre dafür angemessener als diese Kirche, die schon ein halbes Jahrhundert nach Elisabeths Tod erbaut und geweiht wurde. Hier in Marburg verbrachte sie ihre letzten Jahre. Im Bereich der Elisabethkirche befand sich das Hospital, das sie aus den Mitteln ihrer Witwengüter erbauen ließ. Hier vollendete sie ihr Wirken. Sie verschenkte sich in der Zuwendung zu den Armen, Kranken und Sterbenden und wurde ihnen geistliche Begleiterin im tröstenden Zuspruch. So ist es uns überliefert.

Nach ihrem Tod und ihrer Heiligsprechung wurde die Elisabethkirche zum Anziehungspunkt ihrer Verehrung. Auch die Reformation hat dem letztlich keinen Abbruch getan. Elisabeth ist eine lebendige Brückenbauerin über die Grenzen der Konfessionen hinweg.

1207 geboren, 1231 gestorben – was für ein kurzes Leben, und doch von so beeindruckender Spannweite! In diesen gerade einmal 24 Jahren hat

sich das verdichtet, wozu sonst oft nicht einmal ein ganzes Menschenleben ausreicht. Wer Elisabeths Leben zu erfassen sucht, kann es nur mit tiefer Ehrfurcht tun. Auch ist Vorsicht geboten. Denn was wir über Elisabeth sagen, geschieht aus einer großen geschichtlichen Distanz heraus. Auch liegen uns von Elisabeth keine Selbstzeugnisse vor. Wir haben nur die Berichte und Biographien, die über sie verfasst wurden, um ihre Heiligsprechung zu erwirken oder zu bestätigen. So bleibt vieles im Schwebenden oder gar Dunkeln.

Elisabeth wollte Christus nachfolgen – und das in einer auch für damalige Verhältnisse kompromisslosen Radikalität. „Maßlos“ hat man sie genannt. Die vorgegebenen Bahnen des glanzvollen, höfischen Lebens verließ sie und fand in dem genauen Gegenteil, dem Ideal der Armut, ihre Erfüllung. In Armut zu leben war für sie kein Selbstzweck, sondern die Voraussetzung dafür, wirklich frei zu sein: frei von der Sorge um sich selbst, frei vom Schielen nach Ansehen, Macht und Geld – und darin gerade frei für andere. Nichts mehr zu besitzen, nicht mehr gebunden zu sein als allein an Christus – das wurde ihr zum eigentlichen Reichtum und zur unbedingten Freiheit.

Elisabeths Hinwendung zu den Armen war keine diakonische Dienstleistung. Sie gründete in der übermächtigen Sehnsucht, Christus gleich zu werden. „Allein Christus“ wollte sie durch ihr Leben verwirklichen. Und darum wurde ihr alles zu Christus – nicht nur in der Begegnung mit den Armen, Aussätzigen, Todkranken, wie es die Legende zu berichten weiß, sondern sie selbst suchte in der Nachfolge Christi ihm gleichförmig zu werden. Mit Christus zu gehen, bedeutete für sie, seinen Weg der völligen Hingabe zu suchen – einer Hingabe, die vor dem eigenen Leben nicht angstvoll Halt macht. Sie ahnte etwas von dem göttlichen Geheimnis der Umkehrung aller Werte: dass findet, wer verliert, dass empfängt, wer hingibt, dass lebt, wer stirbt. Und sie machte damit ganzen Ernst. So ist sie zur Heiligen geworden: geliebt, bewundert und verehrt. Viele Men-

schen strömten herbei, als die Verstorbene öffentlich aufgebahrt wurde. Man erzählte, dass von ihrem Grab heilende Wirkung ausginge. Schon vier Jahre nach ihrem Tod wurde sie heilig gesprochen und ihre Gebeine in einen kostbaren Schrein gelegt. Ob Elisabeth das selbst so gewollt hätte? Es ist müßig, darüber zu spekulieren. Sie lebte ihr Leben in dem Bewusstsein, dass es nicht *ihr* Leben war, sondern das Leben Christi dem sie Gestalt geben wollte: „Ich will den Herrn um nichts anderes bitten, als dass sein Wille geschehe.“

Ökonomie war ihr im Blick auf sich selbst fremd. Sie ging nicht haushalterisch oder gar kleinkrämerisch, sondern verschwenderisch mit ihren Kräften um. Kalkulationen, ob sich das lohne, hatten da keinen Platz. Jeder Verlust nach den Maßstäben irdischen Lebens wurde weit aufgewogen durch den Gewinn des Einsseins mit Christus. Wie eine Liebesgeschichte klingt es, wenn wir lesen: „Ich sah den Himmel offen und meinen süßen Herrn Jesus, der sich zu mir herabbeugte und mich in meinen verschiedenen Nöten und Leiden tröstete, die mich umgaben. Und solange ich ihn sah, freute ich mich und lachte. Wenn er sein Gesicht abwandte, wie um zu gehen, weinte ich. Er erbarmte sich meiner, schaute mich wieder mit seinen mildesten Gesichtsausdruck an und sagte: Wenn du bei mir sein willst, dann will ich auch bei dir sein.“ Wo die Liebe lebt, wird nicht gerechnet. Da haben Bilanzen keinen Ort. Da gilt nur: ganz und gar!

Und wir, liebe Festgemeinde? Wo stehen wir im Gegenüber zu dem, was wir von Elisabeths Leben hören? Unser Denken ist vorwiegend vom Kosten-Nutzen-Kalkül bestimmt. Wir wägen bei unseren Entscheidungen ab, was Verlust und was Gewinn bringt – und setzen viel daran, dass der Gewinn überwiegt.

Die Radikalität, mit der Jesus vom Verlieren und Finden des wahren Lebens spricht, begegnet uns als unerfüllbarer, ja auch als unrealistischer

Anspruch. Wir verwehren uns dagegen. Müssen wir wirklich alles aufgeben, um Christus gerecht zu werden? Müssen wir so leben wie Elisabeth? Ihre Selbstlosigkeit ist uns befremdlich. Geht es im Leben nicht darum, für das eigene Fortkommen zu sorgen und aus dem, was wir erreichen, Selbstbewusstsein zu gewinnen? Wir möchten nicht verlieren. Gegen Risiko und Verlust suchen wir uns abzusichern. Ängstlich sehen wir darauf, unseren Lebensstandard zu sichern. In einer Wohlstandsgesellschaft wie der unseren mit dem Drang nach Vollkasko-Absicherung des Lebens gedeihen keine Heiligen!

Aber zugleich geht vom Leben Elisabeths eine faszinierende Wirkung aus. Wir begegnen einer Frau, die den Mut und die Freiheit hatte, Status, Ehre und Macht abzulegen und ihre Aufmerksamkeit ganz elementar auf das zu richten, was Not tat: Hungrige speisen, Nackte kleiden, Kranke besuchen. Elisabeths unbekümmert praktizierte Nächstenliebe berührt viele Menschen und weckt ihre Bewunderung.

Kann uns – zumal als Evangelischen – unter unseren heutigen Bedingungen Elisabeth vorbildlich sein? Zu einer solchen Hingabe fähig zu sein und sich darin selbst zu finden, hat etwas ungemein Bestechendes. Aber es bleibt unerreichbar und lässt uns im Vergleich zum Leben dieser Heiligen klein werden. Wir sind nicht Elisabeth – und werden es auch nicht. Man wird kritisch fragen dürfen: Ist es wirklich vorbildlich, ohne Rücksicht auf jeden Verlust mit den eigenen Kräften derart Raubbau zu treiben, dass nach wenigen Jahren das Leben erschöpft ist? Hat das Jesus so gemeint? Müssen wir jede Gelegenheit suchen, um uns aufzuopfern, ja uns erniedrigen und demütigen zu lassen, wie es von Elisabeth berichtet wird?

Und dennoch: Immer wieder legt uns das Leben Herausforderungen auf oder es wird von uns als Christen eine klare und eindeutige Haltung verlangt. Dann sollten wir den angeblichen Verlust nicht fürchten, sondern

mit Christus den Weg gehen, den er uns weist – um der Liebe und des Lebens willen.

Darin ist uns Elisabeth ein Vorbild, vielleicht sollten wir sagen: Sie ist uns in ihrer Anstößigkeit ein bleibender Anstoß – gerade angesichts der immer größer werdenden Schere, die sich zwischen arm und reich auftut. Elisabeth öffnet uns die Augen für jene, die außerhalb unseres gewohnten Blickfeldes leben: Davon gibt es in unserer Gesellschaft viele – und sie werden mehr. Wo der Sozialstaat alles dem ökonomischen Denken unterzuordnen droht, da bleibt die sich völlig hingebende und sich verausgabende Elisabeth eine Anfrage an die Werte, die unser Gemeinwesen bestimmen. Denn wo man Nächstenliebe, Liebe und Hingabe diskreditiert, wird es eisig kalt. Das sollten wir uns als Elisabeths Mahnung gefallen lassen.

Und worin kann sie uns noch Vorbild sein? An ihr sehen wir, dass die herkömmlichen Maßstäbe dieser Welt stets vorläufig sind. Entscheidender ist, was in den Augen Christi Bestand hat – und das ist manchmal etwas ganz anderes, als was uns erstrebenswert erscheint. Wir können auch für uns entdecken, was es heißt: „Wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird's finden.“ Das sieht heute wahrscheinlich anders aus als damals, aber wo es Gestalt gewinnt, wird das Christsein glaubhaft, für uns selbst wie für andere.

In der Hingabe werden wir frei – und damit mutig und souverän. Dem Weg Christi zu folgen, gestaltet sich für jeden Menschen unterschiedlich. Das macht uns ja gerade unverwechselbar. Aber wichtig bleibt, dass wir die Hingabe und Liebe Elisabeths zu Christus und den Menschen beherrzigen und sie im Rahmen unserer Möglichkeiten zu verwirklichen suchen. So finden wir erfülltes Leben. Dazu schenke Christus uns Mut und Beharrlichkeit. Amen.

